



Orientierung tut not

von Martin G. Petrowsky

Aus Anlass des 500. Gedenktags der „reformierten Reformation“ fand am 23. Oktober 2019 ein festlicher Empfang im Wiener Odeon statt, bei dem der Reformationsbotschafter der Zürcher Landeskirche Christoph Sigrist den Festvortrag unter dem Titel

„Ein Christ sein heißt nicht, von Christus zu schwätzen, sondern ein Leben zu führen, wie Er es geführt hat.“

hielt. In seinen sehr schwungvoll vorgetragenen Ausführungen versuchte der Redner, die Anforderungen an ein christliches Leben in der heutigen Zeit aus der Perspektive der helvetischen Theologie offenzulegen.

Auf ihrer Website unter evang.at/reformationsempfang fasste das Presseamt der Evangelischen Kirche A.u.H.B. in Österreich den Vortrag in dieser Form zusammen:

Sigrist: Drei Konsequenzen der Reformation für die Gegenwart

Drei Konsequenzen aus der reformierten Reformation in Anschluss an Ulrich Zwingli zog der Zürcher Pfarrer und Reformationsbotschafter Christoph Sigrist. Zunächst unterstrich er den politischen Charakter der Kirche. Den verortet Sigrist mit Zwingli insbesondere in der Aufgabe der Armutsbekämpfung: „Gott ist nicht neutral, sondern politisch. Er nimmt Partei für die Armen.“ Die daraus folgende zweite, ökonomische Konsequenz umriss Sigrist mit der Pointe: „Geld ist diakonisch zu waschen! Gier ist jene Macht, die hirtet, nicht hirtet.“ Gerade für die Schweiz und den wichtigen Finanzstandort Zürich sei deutlich, dass ohne entsprechende Ressourcen wenig zu bewirken sei.

Als dritte Konsequenz unterstrich Sigrist die Offenheit von Christinnen und Christen in einer pluralen Gesellschaft. In einem Brief an den französischen König habe Zwingli diesen darauf hingewiesen, dass er vor Gott nicht nur Gläubigen, sondern auch Herkules und Sokrates begegnen werde. Eine Herausforderung für das Christsein in der pluralen Gesellschaft der Gegenwart bestehe folglich darin, „Räume der Friedensarbeit und Begegnung zu schaffen“. Jede Form von Fundamentalisierung behindere daher den interreligiösen und ökumenischen Dialog, denn „wer im

Herzen ängstlich betet, der bricht draußen Herzen.“

Am Ende des Vortrags kam Christoph Sigrist auch auf das Thema Nummer eins im aktuellen gesellschaftspolitischen Diskurs zu sprechen – die „Ehe für alle“. Er verblüffte dabei einen Teil des Publikums mit seiner „uneingeschränkten Zustimmung“ zu dieser Neudefinition von Ehe.

Insgesamt bot der Vortrag jedenfalls viele interessante Denkansätze, und der Autor dieser *Zaunkönig*-Zusammenfassung konnte im Anschluss an die Veranstaltung gar nicht anders, als Professor Sigrist um einige Klarstellungen zu ersuchen.

Zuallererst ging es um die Frage, auf welche biblischen Grundlagen sich das so eindeutige Bekenntnis zur „Ehe für alle“ gründet? Wenn es sich, wie Christoph Sigrist sagte, dabei nur um ein Rechtsproblem und keine ethisch-moralische Frage handelte, müsste sich die Kirche wohl einer Stellungnahme enthalten. Wenn es aber um unser biblisch geprägtes Menschenbild ginge und um die davon abgeleiteten Fragen nach den Funktionen und sich daraus ergebenden Pflichten von Ehe und Familie, die in der Rechtsordnung abgebildet sein sollten, wären Stellungnahmen einer „bekenennenden Kirche“ wohl unerlässlich, und sie würden vermutlich anders lauten als ungeteilte Zustimmung?

Ch. Sigrist: Die biblische Grundlage ist eindeutig ein Bekenntnis, das heißt, dass Gott zu jedem Menschen, so wie er geschaffen ist, ein Ja gesagt hat, ob er jetzt homosexuell ausgerichtet ist oder nicht.

M. Petrowsky: Lässt diese Darstellung nicht all die von Christus formulierten Anforderungen an ein gottgefälliges Leben außer Acht? Das Ja Gottes zu jedem Menschen, in all seiner Sündhaftigkeit, schließt doch nicht unsere Verpflichtung aus, die 10 Gebote und die sich aus vielen Gleichnissen ergebenden Verhaltensmaximen zu berücksichtigen. Wir sind zwar nicht „schuld“ an unseren „Veranlagungen“ – wir werden aber schuldig, wenn wir die Neigung zu Habgier, Rechthaberei und Eitelkeit, zu Promiskuität oder die Versuchung zum Ehebruch nicht so ernsthaft wie möglich bekämpfen. Ist dies nicht der Kern der christlichen Ethik?

Ch. Sigrist: Zur Frage nach einem gottgefälligen Leben: >>>



Nicolas Poussin: *Christus und die Ehebrecherin* (Ausschnitt).
Öl auf Leinwand.

Selbstverständlich ist dies ein Kern christlicher Ethik, der für homosexuell und heterosexuell ausgerichtete Menschen gilt. Die Neigung zu Habgier und Rechthaberei erlebe ich bei allen Menschen, und die große Gefahr des Christseins ist es, genau in der Frage der Sexualität dieser Versuchung zu erliegen. Ich wäre froh, wenn mit gleicher Vehemenz die Einstellung zu Geld und Reichtum zwischen den Christen diskutiert würde.

M. Petrowsky: Über die ethischen und moralischen Aspekte hinaus geht es bei der Institution der „Ehe“ wohl nicht nur um eine religiöse (6. Gebot), sondern auch um eine wesentliche gesellschaftspolitische, ja gesellschaftskonstituierende Frage. Ein Bekenntnis zu einer „pluralen“, toleranten Gesellschaft kann doch die Suche nach einer die Menschen verbindenden Ethik nicht ersetzen – Sie haben ja selbst den „politischen“ (nicht parteipolitischen!) Charakter der Kirche bestätigt. Wenn man in einer „offenen“ Gesellschaft die verschiedenen Formen menschlichen Zusammenlebens toleriert, heißt das doch nicht, dass der Staat alle Formen des Zusammenlebens in gleicher Form finanziell und juristisch fördern und schützen muss. „Ehe für alle“ ersetzt die bisherige Bedeutung des Worts „Ehe“ und vernachlässigt damit den Wert einer lebenslangen Verbindung von Frau und Mann als bestmögliche Grundlage für die Entwicklung der Kinder.

Ch. Sigrist: In der Tat hat die Kirche in der Schweiz, in der reformierten Tradition, nur eine Stellungnahme abzugeben für die Fürbitten- oder Segnungsgottesdienste; denn der Ehevertrag ist ein zivilgesetzlicher Akt. Vor allem aber geht es bei der Frage der Ehe für alle ja nicht um die Ehe für alle, sondern um die Einstellung zur Homosexualität und die fundamentalistischen Bibelzitate.

M. Petrowsky: Eben weil die „Ehe für alle“ als Kampfslogan für die Gleichwertigkeit jedes sexuellen Verhaltens verwendet wurde, hat sie mit der biblischen Ehe nichts mehr zu tun; das muss eine sich auf die Bibel berufende Glaubensgemeinschaft doch festhalten! Und das Wort „fundamentalistisch“ (als eine bewusst diskriminierend verwendete Bezeichnung von als nicht mehr zeitgemäß angesehenen Glaubensmaximen) suggeriert die Abschaffung des alten Glaubens durch einen neuen. Will der helvetische Protestantismus wirklich das Fundament, das Christus gelegt hat, verlassen?

Ch. Sigrist: Hinsichtlich der Übertragung der biblischen Zitate auf heute unterscheide ich zwischen der Bibel, der Heiligen Schrift und dem Wort Gottes. Die Bibel ist ein Textbuch, die Heilige Schrift ist der Gebrauch biblischer Texte in Gottesdiensten auf die Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi hin, und das Wort Gottes ereignet sich in der Auslegung – im Akt des Eintreffens dieser Auslegung im



Herzen des Zuhörenden. Und in dieser Unterscheidung können wir das alles dann auch sehr gut einordnen.

M. Petrowsky: Als lutheranischer Christ kann ich diese Differenzierung nicht nachvollziehen. Die Bibel ist die uns heilige Schrift, sie ist alles, was wir haben. Und die Reformatoren haben alle darauf bestanden, dass der mündige Christ diese Grundlage unseres Glaubens selbst lesen und interpretieren solle, um der Manipulation durch einen anderen Interessen dienenden Klerus zu entgehen. Natürlich bedarf der theologisch nicht versierte Gläubige der Hilfe und Anleitung durch die Kirche – aber „heilig“ ist das von den Evangelisten festgehaltene Wort Gottes per se, also keineswegs nur beim „Gebrauch in Gottesdiensten“. Dass diese seit zweitausend Jahren verkündeten Texte aber erst nach der gläubigen Reflexion durch den aufnahmebereiten Zuhörer oder Leser subjektiv zum „lebendigen Wort Gottes“ werden können – hier bin ich wieder ganz bei Ihnen.

Ch. Sigrist: Mit Ingolf Dalferth, dem bekannten Systematiker und Theologen, halte ich da dezidiert an dieser heilvollen Unterscheidung von Bibel, Schrift und Wort Gottes fest. Die Reformation verdankt sich u. a. einer Krise im Umgang mit der Schrift, also dem Gebrauch biblischer Texte im Gottesdienst. Damals war es die Nichtverfügbarkeit der Schrift in der Kirche. Heute haben wir es mit der Allverfügbarkeit der Bibel außerhalb der Kirche zu tun. Und ich stimme Dalferth zu: Was überall zur Verfügung steht, darüber scheint man



nach Belieben verfügen zu können. Unsere Diskussion scheint mir Ausdruck dieser Gefahr zu sein.

M. Petrowsky: Sie sprechen hier das vielleicht dringendste theologische Problem in unserer Zeit an: die zunehmende Orientierungslosigkeit auch in den Kirchen. Ich möchte hierzu noch einmal auf Ihre Formulierung der „Übertragung der biblischen Texte auf heute“ zurückkommen. Wenn Sie damit meinen, dass die in den aktuell verwendeten Bibelübersetzungen benutzten Formulierungen, dass die alten Bilder und Gleichnisse periodisch in die zeitgenössische Sprache übergeführt werden müssen, um verstanden zu werden, gebe ich Ihnen recht. Wenn Sie aber hierbei auch die Notwendigkeit der Anpassung der grundlegenden moralischen und ethischen Regeln an die jeweiligen Forderungen (und Verirrungen) des Zeitgeists unterstreichen, öffnen Sie eine neue Büchse der Pandora: Nach wenigen Jahrzehnten wird vom Evangelium nichts mehr übrig sein! Ich hatte gehofft, die evangelischen Kirchen hätten aus dem Desaster der Anpassung an die nationalsozialistischen Ideen schmerzhaft gelernt?

Ch. Sigrist: Das Evangelium setzt sich trotz des menschlichen Gebrauchs der biblischen Texte immer wieder in der Welt durch. Und gerade aus dem Desaster nationalsozialistischer Ideen ist in Anlehnung an Bonhoeffers berühmtes Diktum, „Nur wer mit den Juden schreit, darf gregorianisch singen“, zu mahnen: Nur wer mit den Homosexuellen schreit, darf das Hohelied der Ehe anstimmen. Es waren die Homosexuellen, die neben den Juden, den Roma und Sinti und den Pfarrpersonen der bekennenden Kirche in den KZs litten und starben.

Mit meinem herzlichen Dank an Prof. Sigrist für diesen mir so wichtig erscheinenden Meinungsaustausch möchte ich der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass wir damit Laien und Theologen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse zu ergänzenden Diskussionsbeiträgen anregen konnten. Es sind schließlich viele Fragen offen, denen wir uns stellen müssen – einige Beispiele dazu seien hier genannt: Was bedeutet es für unser Bild des liebenden und verzeihenden Gottes, wenn Christus der Ehebrecherin nach ihrer Absolution sagt: „Geh hin und sündige fortan nicht mehr“? Was bedeutet im Rahmen des heute dominierenden politischen Systems der globalisierten kapitalistischen Marktwirtschaft, das den Entscheidungsspielraum der Regierungen radikal eingeschränkt hat, der Hinweis: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“? Wie kann die weitgehende „Abschaffung“ der Hölle, der ewigen Verdammnis, im heutigen kirchlichen Denken¹ mit den Warnungen von Christus im Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen oder mit unserem

Glaubensbekenntnis, wonach Er „kommen wird zu richten“ in Einklang gebracht werden?

Prof. Dr. Christoph Sigrist, geb. 1963 in Zürich, ist Pfarrer am Grossmünster Zürich, Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Theologischen Fakultät der Universität Bern, Präsident der Gesellschaft für Minderheiten in der Schweiz, Mitglied in Stiftungsräten zahlreicher wohltätiger Organisationen und war von 2016 bis 2019 auch Reformationsbotschafter der Zürcher Landeskirche.

¹ Selbst der konservative römisch-katholische Theologe Hans Urs von Balthasar hat in seinem *Kleinen Diskurs über die Hölle* den Standpunkt vertreten, dass zwar die theoretische Möglichkeit der ewigen Verdammnis bei individuellem Widerstand gegen die Gnade Gottes bestünde, dass aber unser Glaube an die Schrankenlosigkeit der göttlichen Liebe und Gnade die Hoffnung auf eine „Universalität der Erlösung“ (also der Erlösung aller mit der Konsequenz einer „leeren Hölle“) rechtfertige.

Gebet von Franz Richter

Wir zwei,
zwei Paradoxa:
Wie sollten wir denn nicht
zueinander finden?

„Ich“ – Behelfswort auf Lebenszeit,
„Ich“ – sinnhungriges Atemgetümmel,
ächzend begreifendes Loslassen
von Daseinsgenuss
und der Illusion eines Ich-Kerns.

Und Du, der Du in Deiner Allheit
inmitten der unermesslichen Vielfalt
das Eine bist,
die einzige Eins, die es gibt ...
Wie sollten wir zwei Paradoxa
denn nicht zueinander finden?
Ich bin in der Augenblicksgestalt
meiner Anlagen,
Du in der Zeitlosigkeit
Deiner Vollendung.

Aus Franz Richter: *Im sachten Entzug aller geglaubten Dinge* – das lyrische Gesamtwerk.
Hg. v. Reinhard Hosch. Löcker Verlag – Edition
PEN Bd. 24, 2016